Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Die Glocken von Mariastein : Monatsblätter für Marienverehrung und zur Förderung der Wallfahrt zu unserer lb. Frau im Stein**

Band (Jahr): **7 (1929)**

Heft 9

PDF erstellt am: **27.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Monatsblätter für Marien-Verehrung und zur Förderung der Wallfahrt zu unserer lb. Frau im Stein. — Speziell gesegnet vom Hl. Vater Pius XI. am 24. Mai 1923 und 30. März 1928.

Herausgegeben vom Wallfahrtsverein zu Mariastein. Abonnement jährlich Fr. 2.50. Einzahlungen auf Postcheckkonto V 6673.

Nr. 9 Mariastein, März 1930 7. Jahrgang

Exerzitienkurse in Mariastein im Jahre 1930

17.—21. April: Für Jünglinge und Jungmänner.
14.—17. Sept.: Für französisch sprechende Herren.
22.—25. Sept.: Für Priester.
6.—9. Okt.: Für Priester.
16.—19. Okt.: Für französisch sprechende Jünglinge.
31. Okt. bis 3. Nov.: Für Jünglinge u. Jungmänner.
5.—8. Dez.: Für Jünglinge und Männer.

* * *

Die Exerzitien beginnen jeweilen am erstgenannten Tag abends 7 Uhr und schließen mit dem zweitgenannten Tag so, daß in Basel die letzten Züge noch erreicht werden können.

Anmeldungen sind spätestens 5 Tage vor Beginn eines Kurses erbeten an Pater Superior in Mariastein, nicht an dessen persönliche Adresse.

Gottesdienst-Ordnung

21. März: Fest des hl. Ordensstifters Benediktus. Hl. Messen um 6, 6.30, 7 und 8 Uhr in der Gnadenkapelle. 9.30 Uhr: Festpredigt und levitiertes Hochamt in der Basilika.

Nach neuestem Privilegium des hl. Vaters Pius XI. können alle Gläubigen an diesem Tage in allen Benediktinerkirchen so oft einen vollkommenen Ablaß gewinnen, als sie nach würdigem Empfang der hl. Sakramente eine besagte Kirche besuchen und dabei beten nach der Meinung des hl. Vaters.

23. März: 3. Fastensonntag. Hl. Messen um 6, 6.30, 7 und 8 Uhr. 9.30 Uhr: Amt und Predigt. Nachm. 3 Uhr: Stationenandacht, Aussetzung, Miserere, Segen und Salve.

25. März: Fest Mariä Verkündigung. Hl. Messen um 6, 6.30, 7 und 8 Uhr in der Gnadenkapelle. 9.30 Uhr: Festpredigt und Hochamt in der Basilika.

30. März: 4. Fastensonntag. Hl. Messen um 6, 6.30, 7 und 8 Uhr. 9.30 Uhr: Amt und Predigt. Nachm. 3 Uhr: Stationenandacht, Aussetzung, Miserere, Segen und Salve.

6. April: Passionssonntag. Gottesdienst wie am 30. März.

11. April: Fest der 7 Schmerzen Mariä. 8.30 Uhr: Amt in der Gnadenkapelle für die Mitglieder des Wallfahrtsvereins.

13. April: Palmsonntag. Hl. Messen um 6, 6.30, 7 und 8 Uhr. 9.30 Uhr: Palmweihe, feierliches Hochamt mit gesungener Passion. Gleichzeitig wird eine stille hl. Messe gelesen. Nachm. 3 Uhr: Predigt, dann Aussetzung, Miserere, Segen und Salve.

16., 17. und 18. April werden abends 7.30 Uhr die Trauermetten gehalten.

17. April: Hoher Donnerstag. Um 7 Uhr und auf Wunsch auch nachher wird die hl. Kommunion in der Basilika ausgeteilt, zum letzten Mal vor dem Amt. 8.30 Uhr: Hochamt mit der Osterkommunion der Patres. Nachher wird das Allerheiligste in die St. Josefskapelle übertragen, wo es bis zum Gottesdienst des Karfreitags ausgesetzt bleibt. Nach der Uebertragung wird noch die Vesper gebetet.

Abends 7 Uhr beginnen die hl. Exerzitien für Jünglinge und Männer.

18. April: Karfreitag. 8.30 Uhr: Gottesdienst mit gesungener Passion, Kreuzenthüllung, Predigt und abgekürzter Messe. Nachm. 3 Uhr: Predigt und Kreuzwegandacht. Am Schluß derselben wird der Kreuzpartikel zum Kusse dargereicht.

19. April: Karsamstag. 8 Uhr: Weihe des Osterfeuers und der Osterkerze. Hernach feierliches Hochamt mit Glockengeläute. Abends 8 Uhr: Auferstehungsfeier mit Prozession in der Basilika.

20. April: Hochheiliges Osterfest. Hl. Messen um 6, 6.30, 7 und 8 Uhr: 9.30 Uhr: Predigt und feierliches Hochamt. Nachm. 3 Uhr: Feierliche Vesper, Aussetzung, Segen und Salve. Abends 8 Uhr: Schlußfeier der Exerzitien mit Te Deum und Segen.

21. April: Ostermontag. Wird hier als Feiertag begangen. Gottesdienst wie an Ostern.

Bitte an Maria

Maria, liebſte Mutter mein,
Ich lad' zu meinem Tod dich ein;
Schlägt einſtens meine letzte Stund',
So ſuch ich dich in meiner Rund';
O laß mich nicht vergebens ſeh'n,
Wohl helfend mir zur Seite ſteh'n.

Maria, liebſte Mutter mein,
O finde dich recht pünktlich ein;
Wenn alles Ird'ſche mich verläßt,
Halt' ich an dir, o Mutter, feſt;
Laß mich im Tode nicht allein,
Nein, wolle zeitig bei mir ſein.

Maria, liebſte Mutter mein,
Ich flehe innig, find' dich ein;
Nimm du im letzten Todesſchmerz
Dein müdes Kind ans Mutterherz,
An dem ich ja ſo oft und gut
In manchem Leid und Weh geruht.

Maria, liebſte Mutter mein,
Ich weiß, du läßt mich nicht allein,
Und wenn das Herz mir ſterbend bricht,
Begleite du mich ins Gericht;
Leg' Fürbitt' bei dem Sohne ein
Für mich, geliebte Mutter mein.

Maria, liebſte Mutter mein,
Ich lade dich ſo herzlich ein;
Ich lade dich ſo treu und oft,
Laß denn geſcheh'n, wie ich gehofft:
Im Sterben wolle bei mir ſein
Und führen mich zum Himmel ein.

EIN MARIENKIND

Marias Verherrlichung durch die sibyllinischen Bücher

Gott hatte im alten Bund nicht nur die Juden, sondern auch die Heidenwelt auf die Ankunft des Welterlösers vorbereitet. Durch die sibyllinischen Bücher, die freilich Irrtum und Wahrheit miteinander vermengt enthielten, war den Römern und Griechen vor allen andern Völkern des Altertums vieles geoffenbart worden. Unter sibyllinischen Büchern verstehen wir die geheimnisvollen Lehren und Weissagungen, die in der vorchristlichen Zeit durch weissagende Jungfrauen gehütet und verkündet wurden; diese Prophetinnen nannte man Sibyllen. Im eigentlichen Sinn heißt das Wort: Gottes Rat.

Bei den Römern wurden diese Weissagungen sehr hoch geschätzt und im Kapitol, dem hochgelegenen Rathaus der Stadt, aufbewahrt und von Priesterinnen gehütet. Sie waren aus verschiedenen Sprachen ins Lateinische, die Sprache der Römer, übersetzt worden, denn erste Verkünderinnen dieser prophetischen Worte waren zehn örtlich und zeitlich ganz verschiedene Seherinnen, von denen die Sibylle von Cumä, auch die Sibylle von Erythräa genannt, die berühmteste ist. — Beim Brand des Kapitols, im Jahre 183 v. Chr. Geb., gingen diese zusammengetragenen Bücher leider zugrunde und konnten nur stückweise wieder hergestellt werden. Beim Brande Roms unter Nero, im Jahre 64 n. Chr. Geb. wurden sie zum zweiten und unter Julian dem Abtrünnigen zum dritten Mal ein Raub der Flammen.

Daß bei den jeweiligen Neuzusammensetzungen der alten, oft unklaren Vorhersagungen ungewollt der eine und andere christliche Sinn hineingelegt oder herausgelesen wurde, ist nicht zu verwundern. Im Wesentlichen aber dürften die Heiden für deren Reinerhaltung sicher gesorgt haben. Sicher ist, daß diese Prophezeiungen ein kräftiges Mittel waren, um die Heiden für die junge christliche Kirche zu gewinnen; denn die sibyllinischen Bücher galten vielen als reine Gottes Offenbarung und wer sich auf sie berufen konnte, besaß ihren Glauben und ihr Vertrauen. — Auffällig ist, wie oft die Kirchenväter die Aussprüche der weissagenden Jungfrauen zitieren.

Unsere Zeit ist auf diese heidnischen Offenbarungen wieder aufmerksam gemacht worden, durch die Aussprüche, die sich auf Maria beziehen, und die auf die weißen Marmorplatten eingegraben sind, die das hl. Haus in Loretto einhüllen. Sie sind interessant für alle Marienverehrer und sollen deshalb in Kürze hier angeführt werden.

Die hellespontische Sibylle — sie lebte wohl am Marmarameer; ihre Heimat und diejenige der andern Sibyllen läßt sich nur ungefähr angeben — sagt: „Eines Tages, als ich betrachtete, sah ich eine Jungfrau, die wegen ihrer Reinheit zu einer ausgezeichneten Ehre erhöht ward; der Allerhöchste hat sie dieses Geheimnisses für würdig erachtet. Sie wird der Welt einen Sprößling gebären, der vom Glanze strahlt, denn er wird wahrhaft der glorreiche Sohn des Herrn des Donners sein und die Welt im tiefsten Frieden regieren."

Die phrygische Sibylle prophezeit: „In den Schoß einer Jungfrau wollte Gott selbst seinen Sohn herabkommen lassen, welchen der Engel dieser erhabenen Jungfrau ankündigen wird."

Durch die tiburtinische Sibylle — Tibur liegt nordöstlich von Rom — wird verkündet: „Ich konnte die heilige Jungfrau zeigen, deren Schoß im Lande Nazareth denjenigen empfangen wird, der, Gott im Fleische, sich auf den Feldern Bethlehems sehen lassen wird."

In freudigen Tönen singt die lybische Sibylle — ihre Heimat liegt in Nordafrika —: „Der Tag kommt, da der Fürst der Ewigkeit die erfreute Erde erleuchten und die Verbrechen der Menschen tilgen wird. . . . Der heilige König, der zu allen Zeiten lebt, wird im Schoße der Königin der Welt ruhen."

Die Sibylle von Delphi in Griechenland berichtet über die Geburt Christi: „Empfangen im Schoße der Jungfrau, wird er ohne einen sterblichen Vater geboren werden."

Aus dem Munde der Sibylle von Cumä hören wir die prophetischen Worte: „Ich sehe den Sohn Gottes, der vom Himmel herabkam ... Eine erhabene Jungfrau aus der Hebräer Stamm wird ihn geben der Welt, . . . Er wird eine Jungfrau zur Mutter haben."

Die Heimat der zimmerischen Sibylle ist die Krim im Schwarzen Meer. Diese weissagt: „Im zarten Alter, schön von Angesicht, wird eine Jungfrau den König der himmlischen Heerscharen mit ihrer Milch nähren."

Ganz auffällig ist die Vorhersage der persischen Sibylle: „Geboren von einer jungfräulichen Mutter wird der wonnevolle Fürst sitzen auf einem Eselsfüllen. Er, der Einzige, kann Heil bringen den Gefallenen. . . . Jener große Gott wird von einer Junofrau geboren werden."

Die samische Sibylle, die auf der fruchtbaren Insel im Westen Kleinasiens wohnte, prophezeit: „Siehe, bald werden kommen die Tage, welche verscheuchen die schwarze Finsternis. Die Menschen werden mit ihren Händen den glorreichen König der Lebendigen berühren, den eine fleckenlose Jungfrau tragen wird in ihrem sterblichen Schoß."

Die erythräische Sibylle von Cumä hat noch eine zweite Stelle, die Marias Vorzug in kurzen Worten preist: „Demütig in allem, wird der Sohn Gottes eine reine Jungfrau zur Mutter wählen."

Wenn wir diese Prophezeiungen lesen, begreifen wir, daß die Apostel schnell im alten Rom Fuß fassen konnten und daß den Neubekehrten, die aus dem Heidentum in die Kirche traten, die Verehrung der Gottesmutter äußerst lieb und selbstverständlich sein mußte. P. N.

Schutz der Mutter Gottes

Hochwürdiger Herr!

Entschuldigen Sie mich, wenn ich heute schon wieder mit einer Bitte an Sie gelange. Habe letzten Dienstag einen Unfall erlitten, der mir sicher den Tod hätte bringen können, wenn nicht meine immerwährende Hilfe ihre schützende Hand unter mein Haupt gelegt hätte; die liebe Muttergottes war es. Leute, die es gesehen, waren verwundert, als ich wieder, wenig Schmerzen spürend, weiter meinem Dienst nachging. Für mitfolgende Fr. 5.— bitte Sie Hochwürden, eine hl. Messe in der Gnadenkapelle zu lesen, als Dankopfer, damit die lb. Gnadenmutter mich auch fernerhin beschütze.

Gott zum Gruß und inniges Vergelts Gott!

Ihr ergebener B. E.

Die Mutter mit dem geneigten Haupte

In der Nähe von Wien steht eine Kirche, in der ein Bild verehrt wird, unter dem lieblichen Titel: „Die Mutter mit dem geneigten Haupte"; die Wiener sind namentlich in den bösen Kriegszeiten gerne zu diesem Bilde hinausgewallfahrtet, um dort für den Kaiser und das Kaiserhaus zu beten.

Dieser Titel ist so passend für Maria, denn sie, die so einzigartig ausgezeichnete Gottesmutter, kannte immer die erste und wichtigste Pflicht aller Geschöpfe und Gotteskinder, sich vor der Majestät Gottes demütig und untertänig zu beugen, die Pflicht, Gott als absoluten Herrn anzuerkennen und deshalb seinem heiligsten Willen sich ganz und gar unterzuordnen.

So hat Maria bei der Verkündigung durch Gabriel nicht vergessen, sich als Magd des Herrn zu bekennen; so auch nicht im Magnifikat, wo sie ihre Größe und Seligpreisung durch alle Geschlechter der Erde hervorhebt, aber ebenso nachdrücklich betont, daß sie die kleine Magd sei. Und wer könnte sich auch dieses edelste Geschöpf Gottes anders denken, als demütig untergeordnet unter die Majestät des Herrn, anders denken als voller Hingebung in den heiligsten Willen Gottes, und somit anders denken, denn als Mutter mit dem geneigten Haupt?

Daher kommt es wohl auch, daß die Künstler, die das heilige Antlitz Mariens darstellen, ihm regelmäßig einen so lieben, milden, ja demütig bescheidenen Ausdruck verleihen. Dieser demütig bescheidene, dieser magdliche Zug, wenn ich so sagen darf, wird selten fehlen.

Maria, die Mutter des Herrn, ist auch die Magd des Herrn. Das beste und edelste Geschöpf, das verstehen wir leicht, wird sich doch der grundlegendsten Pflicht der unendlichen Majestät Gottes gegenüber nicht entziehen, sich demütig zu beugen, Gottes Oberherrlichkeit und des Geschöpfes Abhängigkeit demütig anzuerkennen und nach Gottes heiligstem Willen immer und überall sich zu richten. Das ist eine Pflicht, von der Gott selbst nicht dispensieren kann, eine Pflicht, der sich kein Mensch, kein Gelehrter und kein oberster Herrscher widersetzen darf.

Weil nun Maria, diese schöne, bescheidene magdliche Gesinnung Gott dem Herrn gegenüber stets gehabt hat, ist sie eben die Mutter mit dem geneigten Haupte. R. W.

Zur 14. Jahrhundertfeier von Montecassino

Von P. Basilius Niederberger, O. S. B.

(Schluß.)

Freilich sollten schwere Stürme über das Kloster auf dem Marienfelsen hereinbrechen. Doch vollends konnten sie es nicht vernichten.

Wenn wir rückwärts blickend St. Benedikts Stiftung verfolgen, können wir leicht drei Perioden in ihrer Geschichte herausheben. Die ersten sechshundert Jahre nach der Gründung waren die glanzvolle Blütezeit des Benediktinischen Mönchtums. Land um Land wurde da erobert. Die Benediktiner wurden die Glaubensboten in England, Deutschland, Skandinavien, bei den Friesen, Slaven und Ungarn. Sie

waren die Träger und Förderer der Kultur im Norden ebenso wie bei den Romanen. Die beiden Abteien Montecassino und Cluny verkörpern im 11. Jahrhundert den Gipfelpunkt, bilden aber zugleich auch den Abschluß dieser Periode. Sie bedeuten die höchste Höhe von Macht und Einfluß, vor allem in der Kirche, deren sich die Benediktiner je erfreuten.

Weit anders sollte die zweite Epoche sich gestalten. Sie umfaßt ungefähr die folgenden vier Jahrhunderte. Es war eine Zeit der Neuorientierung auf politischem Gebiet. Man denke etwa an die Herrschaft der Städte in Italien! Die Klöster dieser Zeit wissen allenthalben übergenug zu berichten über den Kampf um den wirtschaftlichen Besitz, der leider so manchen Abt verhindert hat, für die höheren Güter der Menschheit mehr zu leisten. Auch die Disziplin mußte unter solchen Verhältnissen vielerorts leiden. Doch fehlen auch diesen Jahrhunderten die Lichtseiten nicht. Auf die weitschauenden Reformbestrebungen in Italien, Oesterreich und Deutschland sei nur hingewiesen. Das Wertvolle dabei war jedenfalls, daß die Geisteserneuerung von innen heraus kam, also von den Klöstern selbst an die Hand genommen wurde.

Wenn wir nach einem Merkmal suchen, das die dritte Zeitepoche kenntlich macht, müssen wir wohl die gewaltsamen Aufhebungen anführen. Zwar hat die baulustige Zeit des Barock den meisten Abteien nochmals nach Außen hin Glanz verliehen. Vorgängig wäre auch die Gründung einer eigenen Universität in Salzburg und das Entstehen der berühmten Maurinerkongregation in Frankreich, und damit das gelehrte Leben für den Orden erwähnenswert. Aber das alles konnte nur kurzen Bestand haben. Es mußte der Gewalt weichen. Drei Katastrophen wurden den Benediktinern zum eigentlichen Verhängnis. Zuerst die sogen. Reformation im 16. Jahrhundert. Sie vernichtete besonders im Norden Deutschlands eine ganze Reihe blühender Niederlassungen; sie sah aber auch in der Schweiz mehr als ein Kloster nach Benedikts Regel untergehen. Weitherum hat sie überdies das innere Leben der Mönche gefährdet. Dann die französische Revolution, die u. a. der Kongregation des hl. Maurus das Ende brachte. Endlich die große Säkularisation am Anfang des 19. Jahrhunderts, die übrigens schon unter Kaiser Josef in Oesterreich ihr unheilvolles Vorspiel hatte. Schier ungezählte Abteien gingen hier zugrunde und es hatte fast den Anschein, als wäre es geschehen um St. Benedikts Gründung. In Deutschland allein wurden in wenig Jahren 91 Klöster unterdrückt. Auf der Pyrenäischen Halbinsel hob König Joseph von Spanien die Abteien auf, und Napoleon, der bereits in Deutschland 20 Stiften das Todesurteil gesprochen hatte, unterband das klösterliche Leben auch in Italien. Auch Mariastein wurde damals aufgehoben (1797), doch gelang es den Mönchen nach sieben Jahren zurückzukehren. Sie trafen allerdings ihre liebe Heimat in einem entmutigenden Zustand, denn die französischen Truppen hatten mit förmlicher Zerstörungswut in den geweihten Hallen gehaust. Dem neugewählten Abte Plazidus Achermann hat Mariastein die Restauration zu verdanken.

Wir wollen nun gewiß nicht leugnen, daß die Benediktiner nie ihren erhabenen Beruf verkannt hätten, und daß nicht auch innere Ursachen bei ihrem Niedergang beteiligt waren. Es gab Zeiten der Erschlaffung und des Ausruhens, eine Gefahr, die auch dem Einzelmen-

schen nach reichen Erfolgen droht. „Menschen sind die Menschenkinder aller Zeiten, aller Zonen.“ Aber das, worauf es hier ankommt, ist die Frage, ob der Orden des hl. Benedikt trotzdem lebenskräftig blieb, ob er trotz alledem seine innere Kraft bewahrt habe. Derjenige, der meinetwegen ein paar Wochen nichts leisten konnte zufolge Krankheit oder unter dem Drucke äußerer Verhältnisse, ist noch nicht verloren. Wenn er nur zur rechten Zeit sich regt und rührt! Und so war es bei den Benediktinern.

Wenn nicht alles täuscht stehen wir abermals in einer neuen Periode Benediktinischer Geschichte. Als der Sturm der Verfolgungen sich allmählich gelegt hatte, erwachte das Ordensleben zuerst wieder in Bayern. Dort war es der König selbst, der einsah, daß man dem Staate mit der Klosteraufhebung eigentlich einen schlechten Dienst erwiesen hatte. Er bemühte sich nun persönlich um die Wiederherstellung der alten Kulturstätten. Im Jahre 1830 wurde das monistische Leben in Metten begonnen. Schon nach 16 Jahren konnte diese Abtei Pioniere nach Nordamerika aussenden. Etwas später unternahmen auch die Benediktiner der Schweiz in den Vereinigten Staaten Neugründungen, die eine auffallend reichgesegnete Tätigkeit entfalteten. Ein klösterlicher Frühling voll Reiz und Zauber erwachte in Frankreich, wo die Mönche vorzüglich die Liturgie pflegten und damit den Orden auf kostbarste Eigenwerte aufmerksam machten. Die Saat, die damals in die Erde gesenkt wurde, geht heute in der ganzen Kirche auf, denn allüberall regt sich wieder Sinn und Liebe für den offiziellen Kult, den Christi Braut hütet und hegt. Und wieder zogen die Benediktinermissionäre zu den Heiden. Diesmal nach Afrika und Asien. Neue Klosterverbände wurden gegründet in der alten und in der neuen Welt. In der ewigen Stadt wurde ein Vertreter aller Klöster als Abt Primas ernannt und gleichzeitig eine Hochschule für die Ordensangehörigen eröffnet. Der Orden, der anno 1880 nicht einmal 3000 Mitglieder zählte, umfaßte im Jahre 1925 mehr als 8000 Religiosen.

Fürwahr, der Wappenspruch von Montecassino: „succisa virescit“, hat sich am Erzkloster und am ganzen Benediktinischen Mönchtum erwahrt. Der Baum, den man umgehauen hatte, schlug neue Schosse. Möge er im 15. Jahrhundert seines Bestandes weiter wachsen und gedeihen zum Segen der Kirche und der Völker. P. B. N.

Die Schmerzensmutter

(Siehe Bild.)

Als glückselige Mutter bewundern wir Maria, mit dem göttlichen Kinde auf den Armen, oder als die Makellose, in reinem, himmlischem Lichtglanze, auf der Erdkugel stehend, die höllische Schlange mit dem Fuße tretend, oder von Engelchören umgeben, voll Sehnsucht ewiger Vereinigung mit ihrem Sohne, dem Himmel zueilend. Aber, was der Dichter in den Versen:

Kaum ist der gold'ne Tag erschienen,
Bricht schon die finst're Nacht herein!

ausdrückt, hat auch die seligste Jungfrau erfahren, und zwar in reich-

Ciseri, Pieta

lichem, überreichlichem Maße. Auf den in herrlicher Frühlingssonne strahlenden Tag der Verkündigung, folgte so bald, der schwerbewölkte, mit schwarzem Trauerflor umhüllte Karfreitag. Der Freude ist der Schmerz zugesellt und gar oft wird der Erdenpilger daran erinnert, daß neben den Rosen, die an seinem Lebenswege blühen, auch stechende, verwundende Dornen stehen und daß wir uns alle in einem Dasein befinden, das durch Sünde und Leid getrübt ist. Wer je am Sterbebette eines Kindes, einer Mutter, eines Freundes, überhaupt eines geliebten Menschen stand und dann deren Leichnam ins kalte Grab versenken sah, kennt am besten die aufreibende, tränenerpressende Gewalt des Schmerzes in seiner ganzen Tiefe!

Maria hat dies gefühlt! es sagt es dir, lieber Leser, so klar und deutlich, das obige Bild, das Bild der Schmerzensmutter! Welcher Kontrast zwischen den oben geschilderten Bildern und diesem!

Kaum waren die im Jubel der Seele gesprochenen Worte des „Magnificat" auf den Lippen der seligsten Jungfrau verstummt, da vernimmt ihr Ohr und durchdringt noch mehr die Tiefen ihres Herzens die Trauerweise: „Deine Seele wird das Schwert des Schmerzes durchbohren". Gar bald fühlte sie dieses schwer und bitter verwundende Schwert in ihrer Seele, in ihr Herz hineindringen, und eine gar kurze Spanne Zeit lag zwischen dem freudenreichen Ereignis in der Felsenhöhle zu Bethlehem und dem bitter traurigen auf Golgothas Felsen. Da Maria die größte Ehre zuteil ward, mußte sie auch den größten bittersten Leidenskelch kosten. Bei ihr finden wir vereinigt die höchste Würde und die tiefste Erniedrigung, den größten Reichtum und die bitterste Armut, die höchste Wonne und den blutigsten Schmerz! Bei ihr finden wir aber auch, was uns so oft mangelt in den Leidensstunden dieses Erdenlebens: Gottvertrauen, Ergebung in Gottes heiligen Willen, Opfergeist! Gehen wir zur Schmerzensmutter in die Schule! Bei ihr werden wir das alles lernen, und unser Herz wird sich wieder aufrichten, wie der vom Sturm und Wetter gebeugte Halm!

Alban Stolz, der berühmte katholische Volksschriftsteller erzählt uns folgendes sehr lehrreiche Ereignis: „Ich weiß von einer Frau vornehmen Standes, daß sie in großer Herzenangst dringend um die Genesung ihres schwerkranken Kindes betete. Da träumte ihr, sie kniee in einer Kapelle, vor einem Marienbild und bete, daß doch ihr Kind wieder gesund werde. Auf einmal hob das Bild seinen Arm und deutete auf die Seite. Die Betende schaute dorthin und sah ein zweites Bild: Maria mit dem Leichnam ihres Sohnes auf dem Schoß. Die Mutter wachte auf — und das Kind starb — und wohl zu seinem größten Glück; so läßt wenigstens die große Sündhaftigkeit vermuten, in welche eine Tochter derselben Mutter geriet, da sie in das Fahrwasser der blutüberschwellenden Jugendjahre kam." P. P. Tr.

Das Ave Maria nach der Auslegung der hl. Mechthild

Eines Samstags, als man gerade das „Salve sancta Parens“ (Sei gegrüßt, du heilige Mutter — Introitus der Votivmesse der Muttergottes) sang, sprach Mechthild zur seligsten Jungfrau Maria: „Wenn ich doch, o Königin des Himmels, dich mit dem süßesten Gruße grüßen könnte, den ein Menschenherz je ausgedacht — mit größter Freude würde ich es tun!“ Sogleich erschien ihr die glorreiche Jungfrau; auf ihrer Brust trug sie in Goldbuchstaben den englischen Gruß geschrieben und sagte zu ihr: „Nie kann ein Mensch über diesen Gruß hinauskommen und nie kann mir jemand einen süßeren Gruß bieten, als wenn er mich ehrfurchtsvoll mit demselben Wort begrüßt, wie Gottvater es getan, mit dem Worte: Ave! Denn dadurch hat er mir bekräftigt, daß ich durch seine Allmacht frei geblieben bin von jedem Fluch (Vae!) der Sünde. Gottsohn hat dann seinerseits durch seine göttliche Weisheit mich so erleuchtet, daß ich ein hell glänzender Stern bin, der Himmel und Erde erleuchtet; das will der Name Maria besagen, der so viel bedeutet wie Meeresstern. Der Heilige Geist hinwiederum hat mich so mit seiner göttlichen Süße durchdrungen, mich durch seine Gnade so gnadenreich gemacht, daß, wer immer durch mich die Gnade sucht, sie finden wird; und das ist gemeint mit dem Worte: gratia plena (voll der Gnade). Was dann die Worte betrifft: Dominus tecum (der Herr ist mit dir), so erinnern sie mich an die unaussprechliche Einigung und Wirksamkeit, welche die ganze heiligste Dreifaltigkeit in mir vollbracht hat, als sie die Substanz meines Fleisches mit der göttlichen Natur in einer Person vereinigte, sodaß Gott Mensch wurde und ein Mensch Gott; was ich in jener Stunde an Freude und Süßigkeit empfunden, das kann kein Mensch je ganz erfahren. — Durch die Worte: Benedicta tu in mulieribus (Du bist gebenedeit unter den Weibern) anerkennt und bezeugt die ganze Schöpfung, daß ich gebenedeit und erhöht bin über alle Geschöpfe, sowohl im Himmel wie auf Erden. — Durch die Worte endlich: Benedictus fructus ventris tui (Gebeneideit ist die Frucht deines Leibes) wird gepriesen und erhoben die so edle und kostbare Frucht meines mütterlichen Schoßes, die für die ganze Ewigkeit jedem Geschöpf Leben, Heiligung und Segen gebracht.“

* * *

Anmerkung. Die hl. Mechthild war Nonne nach der Regel des hl. Benedikt im Kloster Helfta und gleich ihrer Mitschwester Gertrud hochbegnadet. Ihre Offenbarungen und Gesichte sind aufgezeichnet im „Buch der besonderen Gnade“, woraus auch obiger Abschnitt übersetzt ist. Zu beachten ist, daß man damals das Ave Maria nur bis zur Hälfte des unsrigen betete. Die hl. Mechthild starb am 19. November 1299. Ihr Gedächtnis wird meist am 26. Februar gefeiert. Durch ihr weitverbreitetes Buch gehörte die hl. Ordensjungfrau zu den großen Aposteln der Herz-Jesu-Verehrung und der Andacht zum reinsten Herzen Mariä.

P. A. Z.

Die drei Fragezeichen

Herr Lameyer gehörte zu den Intellektuellen; wenigstens wollte er dazu gehören und gab sich nach dieser Richtung hin anerkennenswerte Mühe.

Ultramontan war er nicht; er war bloß „gut katholisch“ sagte und meinte er! Geistliche, die immer und immer wieder an Gott, an heilige Pflichten, an die Ewigkeit erinnerten und ermahnten, waren ihm

lästig, ja fast ein Greuel! Seine Frau war früher eine brave Christin gewesen; jetzt war sie das schon längst nicht mehr; daran war er schuld. Er hatte dies auf dem Gewissen.

Seine beiden Töchterchen gingen in die Stadtschule. Sie waren nette, liebe Kinder, noch im ganzen Reiz der Unschuld; aber sie waren ganz verwöhnt, jugendliche Opfer törichter Eltern. Sie wußten sich in der Gesellschaft recht nett zu benehmen, aber ihre Begriffe vom Beten waren nicht weit her. Was ein Rosenkranz ist, wußten sie nur aus dem Schaufenster eines Devotionalienladens, an dem sie auf dem Wege zur Schule vorbeikamen.

Aber nichtsdestoweniger, es waren nette Kinder und überhaupt die Lameyer hielten sich selber für recht nette, ehrenwerte Leute; ließen punkto Religion gerne fünfe grad sein, um ja nicht als Betschwestern zu gelten und den Leuten nicht an den Kopf zu stoßen! Sie waren überzeugt, daß zuviel Religion recht ungesund und unbequem sei.

Eines wollte dem Herrn Lameyer gar nie in den Kram passen; es war der Tag im Jahr, an dem Herr Lameyer als Katholik, das Gebot der Kirche erfüllen sollte: „Du sollst wenigstens einmal im Jahr deine Sünden einem verordneten Priester beichten!" — „Lieber zehn Begräbnisse mitmachen, als einmal diese Tierquälerei!" sagte er gewöhnlich am Morgen dieses kritischen Tages erster Ordnung, zu seiner Gattin.

„Ach, gehe Schatz, ich weiß gar nicht," antwortete sie, „was du diesbezüglich immer für Umstände machst. Ich komme immer ganz nett zurecht; ein wenig Auswahl und Vorsicht bei der Frage, wem man seine Seele anvertrauen soll, ist noch immer das beste. Nicht jeder der Herren Geistlichen hat dazu die nötige Bildung. Die einen nehmen es doch gar zu streng! Und dann muß man auch nicht alles so kraß beim Namen nennen, Schatz, das tut auch viel; es geht ja den Geistlichen gar nichts an, was wir treiben! Und die Hauptsache ist, daß wir andere Leute leben lassen! Nicht stehlen und nicht töten!"

„Freilich, Frau, das glaube ich auch; aber Winkelzüge sind mir stets mißliebig gewesen."

In Frau Lameyers Augen blitzte es auf. Er würde ihr doch nicht Unehrlichkeit vorwerfen? War er besser als sie? Das mußte er noch hören, bevor er ging.

„Ach, Mann, sei mir stille. Die ganze Beicht ist für unsere Art Leute ein Rest aus vergangenen Jahrhunderten. Wenn du so sein willst, Mann, dann mußt überhaupt nicht gehen! Aber denk, der Leute wegen, die in diesem Neste wohnen, mußt du doch gehen; da gäbe es ja ein Gerede, und dann könnte jenseits der Kirchhofmauer, die mir immer den Appetit stört, wenn ich nur daran denke, doch etwas sein!"

„Ach sei mir still, mit dem einfältigen Gerede," brummte er ärgerlich. „Dieser dumme Tage muß mir jedesmal den Humor und den Appetit verderben und den Hausfrieden stören."

Und er griff nach dem Ueberzieher, nahm Hut und Schirm und sagte seiner Frau ein recht brummiges, weniger zartes Lebewohl!

„Nun, mach deine Sache gut!" rief sie ihm noch unter der Haustüre nach.

„Dummes Weibervolk!“ dachte er bei sich und eilte dem Bahnhof zu.

? ? ?

Herr Lameyer fuhr gegen Mittag zurück. Er saß im Raucherabteil, aber er rauchte nicht. Es schmeckte ihm heute nicht. Was ihm der Beichtvater in aller Güte und Liebe serviert hatte, lag ihm schwer auf dem Magen und ließ keine Rauchlust aufkommen. — „Was ich Ihnen sagen müßte,“ hatte er als seeleneifriger Hirte zum verirrten Schäflein gesprochen, „haben Sie jedes Jahr so und so oft gehört; ich sage Ihnen nur eines, mein Herr: Eine von diesen Beichten wird Ihre letzte sein, und Gott läßt seiner nicht spotten!“ — Sonst hatte er nichts gesagt, gar nichts! Hätte er doch nur losgedonnert! Aber diese unheimliche, sichere Ruhe, dieses leise Vibrieren seiner Stimme, das an die Mutter erinnerte, die von ihrem Kinde Abschied nimmt! Die Wahrheit hatte durch den Mund der Liebe und Güte geredet! Mein Gott, wie unheimlich! Wenn das nun die letzte Beicht gewesen wäre?! — —

? ? ?

Und es war die letzte! Die allerletzte!

Im Januar des folgenden Jahres las man im Lokalblatt, es habe „Gott gefallen“ einen „unvergeßlichen Sohn, Bruder, Gatten und Vater wohlvorbereitet durch andächtigen Empfang der Heilsmittel der katholischen Kirche“ zu sich in die Ewigkeit abzuberufen. Und das war der Herr Lameyer!

Eine dumme Erkältung beim Influenzawetter des Januar, aber, wie der Arzt sagte, ganz unbedenklich! Und dann wars Lungenspitzenkatarrh! Und dann wars Lungenentzündung, und endlich war es — eine Leiche! Frau Lameyer konnte es gar nicht fassen, aber es war doch so: ein kräftiger Mann, in der Blüte der Jahre!

Heute noch blühend und rot und innerhalb einer Woche — tot!

„Frau Lameyer,“ hatte der israelitische Arzt gesagt, „Sie verzeihen, ich glaube zwar selber nicht daran, aber wenn Sie Ihrem Mann noch die Tröstungen seiner Religion zukommen lassen wollen, dann dürfte es an der Zeit sein; denn sein Zustand ist nicht unbedenklich!“

„Ach, Herr Doktor, muß es sein? Er regt sich beim Beichten immer kolossal auf. Können wir dem armen Mann diese Tortur nicht ersparen?“ — Und sie ersparten ihm die „Tröstungen“.

Der Pfarrer kam auf die Nachricht von der Erkrankung von selber. Er wurde mit ausgezeichneter Höflichkeit von Frau Lameyer empfangen; aber zu dem Kranken durfte er nicht. Dieser wünsche es nicht und es rege ihn zu sehr auf. Und der geistliche Herr ging wieder.

? ? ?

Und in derselben Nacht riß es wie toll an der Pfarrhausklingel. Der jüngste Kaplan, der eben den Wochendienst hatte, eilte ans Fenster. „Was gibts!“ — „Ach, Hochwürden, unser Herr liegt im Sterben, kommen Sie schnell!“ — „Einen Augenblick nur! Wer ist es denn?“ — „Herr Ferdinand Lameyer, Breitestraße 25, Parterre!“ — „In fünf Minuten bin ich dort!“ sprach der Kaplan.

Wirklich, nach fünf Minuten war der Kaplan da, aber Herr Lameyer war nicht mehr da; wenigstens war es nicht festzustellen, ob seine Seele noch da war.

? ? ?

Nach zwei Tagen war das Begräbnis! Großartig, einfach großartig! Die ganze Stadt auf den Beinen, im Gehrock, Cylinder; Kränze zum Erdrücken.

Und nun bewegte sich das Ganze! Der unsäglich wehmütige Trauermarsch von Chopin setzte ein; es griff einem ans Herz!

Und davon ging links, neben dem greisen Seelsorger der Pfarrei, der junge Kaplan mit dem Engelsgesichtchen. Dieser Tote war sein erster Sterbefall, und ach, wie hatte es gleich so traurig angefangen! „Nach andächtigem Empfang der Heilsmittel der katholischen Kirche", das wollte dem blutjungen Priester nicht aus dem Sinn. Und vor seine Seele trat ein letztes großes „?".

Vom Opernsänger zum Mariensänger

Erzählung nach dem Leben nach K. v. Mühlen. Von E. H.

2 (Nachdruck verboten.)

Ein milder Abend stieg auf Wien nieder. In den Volksgarten trat einer jener Volkssänger, wie man sie in Wien gar oft antrifft. Einen langen, dunklen Mantel hatte er über die Schultern geworfen, den breitrandigen Hut tief in die Stirne gedrückt. Darunter quoll graudurchwirktes Haar hervor. Der Rücken war ihm gebeugt, ob vom Alter, ob von Kummer und Leid, niemand wußte es. Er machte den Eindruck eines Greises, der des Unglückes schwere Bürde durchs dürftige Leben trägt. Aus seinem narbigen, eingefallenen Antlitz sprach ein Leben der Straße und Armseligkeit.

Er trat in den Lichtkreis der Hängelampen. Unter dem weiten Mantel holte er eine alte Ziehharmonika hervor. Mit zitternden Fingern spielte er und sang dazu. Aber von seinen blassen Lippen kamen nicht jene leichtfertigen, zweideutigen Gassenhauer, mit denen sogen. „Volkssänger" ihre Zuhörer erheitern wollen. Nein, er sang ein altes, frommes Marienlied:

„Die Nachtigallen singen,
Der Mai ist neu erwacht,
Drum wollen wir dir bringen,
Was uns der Mai gebracht,
Und hier zu deinen Füßen
Mit Blumen dich begrüßen,
Maria, Maria, o Maria mild!"

Lächelnd lauschten die Gäste dem andächtigen Gesang. „Der Mariensänger!" ging es von Mund zu Mund. Niemand kannte seinen Namen, darum nannte man ihn gemeiniglich den „Mariensänger". Aber alle hatten ihn gern und lauschten freudig seinen Liedern. Er war nicht keck und aufdringlich wie andere, sondern still und bescheiden. Mit seiner Handorgel zog er von Haus zu Haus, von Türe zu Türe, sang in den Höfen der Großen, sang im Sommer in den Wirtsgärten,

bei Hochzeiten armer Leute. Er mußte bitterarm sein, das sah man ihm auf den ersten Blick an; er war ein lebendes Bild der Not — und doch hörte man nie über seine Lippen den leisesten Ton einer Klage kommen.

Von Tisch zu Tisch ging er, um kleine Gaben zu sammeln. Gerne gab man ihm.

Nur die beiden Viehhändler in der Ecke rumorten und erhoben Einspruch, als er an ihren Tisch trat. „Schweig uns mit deinem frommen Geplärr," rief der eine. „Sing uns etwas Lustiges vom „Lieben Augustin" oder aus der „Lustigen Witwe!"

„Du bist ein Kamel," schaltete der andere ein. „Die Leute wollen etwas Lustiges hören und nichts Griesgrämiges. Du verdienst dabei doppelt soviel. Lachen will das Volk. Sei lustig und laß eine Schrulle los, Alter."

„Das Unglück kann nicht lustig sein," versetzte der Mariensänger und ging an einen andern Tisch.

Die beiden Rohlinge nahmen das Kartenspiel wieder auf. Aber nicht lange ging es, so waren sie wieder in Streit geraten. Wie zwei Streithähne fuhren sie aufeinander los. Da warf sich der Sänger zwischen sie und wollte Frieden stiften. Aber er erhielt schlechten Lohn dafür. Die beiden fielen nun über ihn her und trommelten mit den Fäusten auf den armen Mann ein, daß er taumelte und bewußtlos zu Boden sank.

„Scher dich zum Teufel! So gehts einem, wenn man sich in fremde Sachen einmischt, die einen nichts angehen!" schrien sie.

Der Wirt, der herbeigeeilt war und einige Gäste entrissen den Sänger den rohen Fäusten und trugen ihn in eine Kammer der Schenke. Unter der Obsorge des Wirtes und der Wirtin erholte sich der Gequälte bald.

„Ich will Euch gleich bezahlen, was ich schuldig bin," sagte er, „denn morgen muß ich früh aufbrechen. Ich mache eine Wallfahrt nach Mariazell."

Der Wirt wehrte ab.

„Behalte ruhig dein Geld, du hast es nötiger als ich. Ich behalte dich um Gotteslohn über Nacht in meinem Haus. Zwar wollten die beiden Händler diese Kammer haben, doch sie sollen ins Stroh kriechen."

Damit ging der Wirt wieder hinaus. Der Fremde schlief ermattet ein.

Drunten im Garten aber zechten die beiden Händler noch über eine Stunde weiter. Der ältere, ein reicher Mann aus Mödling, war derart betrunken, daß er vom Hausknecht und dem Wirt in den Stall getragen werden mußte. Dort legten sie ihn auf ein Bündel Stroh. Der andere aber, ein Weidlinger, der noch aufrecht gehen konnte, verlangte mit vielem Lärm ein Zimmer und ein Bett. Um ihn zu beruhigen, richtete ihm der Wirt in der Kammer, worin der arme Mariensänger schlief, ein Feldbett her. (Forts. folgt.)

Aus dem Tagebuch eines Mariasteiners

(Fortsetzung.)

Diese beiden Punkte haben uns veranlaßt, bei Ew. Gnaden vorstellig zu werden, Sie möchte eine Gelegenheit benützen, um uns etwas

näher zu kommen und den mißlichen Verhältnissen gegenwärtigen Zustandes irgendwie abzuhelfen. Wie wir durch Pl. Rev. P. Prior in Erfahrung gebracht haben, wäre eine Möglichkeit nicht ausgeschlossen, im Fürstentum Liechtenstein eine Liegenschaft zu erwerben, die einstweilen eine bequeme Unterkunft bieten und mit der Zeit durch Neubauten auf leichte Weise sich klösterlich einrichten lassen würde. Wäre Gelegenheit, die Häuser in Dürrnberg zu annehmbarem Preis loszubekommen, was nicht unwahrscheinlich sein dürfte, so würde uns eine neue Erwerbung im Liechtenstein gewiß nicht mit viel größeren Schulden belasten . . .

Das Schreiben schließt mit der ehrfurchtsvollen Bitte, diese Punkte ernst zu erwägen und dann energisch die nötigen Schritte tun zu wollen.

Dreizehn Patres unterzeichneten das Schreiben, welches aber von Reverendissimus ungnädig aufgenommen wurde. 15—16 Stunden Reise sei denn doch nicht so mühsam und kostspielig, daß eine klösterliche Zucht bei den örtlichen Verhältnissen verunmöglicht werde, das sei zu viel gesagt. Der bloße Gedanke, trotz aller Vorteile, die es aufzählt, von hier nach kaum drei Jahren wieder aufzubrechen, scheine ihm und anderen ziemlich leichtfertig, undankbar, wenn nicht unklug und lächerlich. Dazu komme noch das mühsam erlangte Indigenat und vor allem die erlangte kanonische Errichtung und die vorhergehende mit soviel Sorgen und Mühen und Kosten verbundene Reise und die eigentliche Uebersiedelung mit Sack und Pack.

Man sieht, Abt Vincentius war des Wanderns müde, denn wohl mochte er ahnen, daß sein sorgenvolles Leben bald zur Neige gehe.

Am 14. März meldet sich der hochwürdigste Praeses zum Wort. Pater Superior von Mariastein sei an der Fastnacht bei ihm gewesen und sie hätten miteinander die Angelegenheiten des Klosters besprochen. Es sei gut, daß der Abt sich um eine günstigere Niederlassung umsehe. Welchem Projekte er den Vorzug geben solle, sei schwer zu beurteilen, doch scheine ihm Füßen das günstigere. Dabei macht er darauf aufmerksam, daß keine allzu große Zersplitterung des Conventes eintreten dürfe. Etwas anderes sei es, Filialen zu gründen, die mit der Zeit selbständige Klöster werden, — etwas anderes wiederum, Sammelpunkte, an denen mehrere Patres tätig seien, ohne eine eigentliche klösterliche Genossenschaft zu bilden. In letzteren lasse sich die Disziplin und der klösterliche, monastische Geist nur schwer aufrecht halten. — Er fürchtet, daß Mariastein, Dürrnberg, Altdorf solche Sammelpunkte werden und rät deshalb, Dürrnberg aufzugeben oder nur als Kuratie zu behalten. Er fürchtet, daß durch zu starke Zersplitterung Kommunitäten in der Kommunität entstehen. Bei einer Neugründung an der Schweizergrenze würde der Verkehr ein viel leichterer, — durch gemeinsame Exerzitien und durch Ferienaufenthalte im Kloster könne das Gefühl der Zusammengehörigkeit und der Abhängigkeit vom Kloster weit besser gepflegt werden, als dies eben in dem fernabgelegenen Dürrnberg möglich sei. „Es wäre jammerschade," schließt er sein Schreiben, „wenn ihr Konvent, in dem so viel guter Wille und Arbeitskraft aufgespeichert ist, durch zu große Zersplitterung Schaden leiden würde."

(Fortsetzung folgt.)